Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 6

Artikel: Richard Wagner im Spiegel seiner Autobiographie
Autor: Westernhagen, Curt von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161500

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Richard Wagner im Spiegel seiner Autobiographie

CURT VON WESTERNHAGEN

«Eine unaussprechliche Freude würden Sie mir mit einer ausführlichen Beschreibung Ihres Geistesganges und auch äußerlichen Lebens bereiten», schreibt König Ludwig am 28. Mai 1865 an Richard Wagner. «Darf ich wohl die Hoffnung nähren, diese meine Bitte dereinst erfüllt zu sehen?» Nachdem er am 19. Juli nochmals den Wunsch ausgesprochen hat, in alle Geheimnisse seiner Kunst und Entwicklung eingeweiht zu werden, erwidert Wagner: «Bei welcher Beschäftigung traf mich der gestrige Brief an? — Damit Sie nicht zu raten haben, sage ich es: — beim Diktieren meiner Biographie! Freundin Cosima ruht nicht, mich an den Wunsch unsres Königs zu mahnen. Nun werden die günstigen Stunden des Tages damit ausgefüllt, daß ich der Freundin treu erzähle, was sie mir sorgfältig nachschreibt[1].»

Wie die Biographie gleichsam unmittelbar unter den Augen des Königs entstanden ist, kann man in seinem Briefwechsel mit Wagner verfolgen. Er bedankt sich für die Übersendung der ersten Bogen: «O setzen Sie dieselbe fort, ich flehe darum.» Und selbst während des unglücklichen preußisch-bayrischen Krieges harrt er mit Sehnsucht des Tages, der ihm wieder einen neuen Abschnitt bringt. So geht es durch alle die Jahre fort: «Vergessen Sie die Biographie nicht, bitte, bitte!» Bis Wagner am 24. August 1880 aus Siena telegraphiert: er hoffe, daß der Schlußband rechtzeitig zum 35. Geburtstag des Königs eintreffen werde.

Es hat immer wieder Episoden seiner Lebensgeschichte gegeben, wo es Wagner schwer fiel, mit dem Diktat fortzufahren, im Hinblick auf den Eindruck, den die realistische Erzählung auf den schwärmerischen Sinn des jungen Königs machen würde. Hätte sie Wagner nicht inständigst gebeten, alles, sei es auch noch so peinlich, zu sagen — er würde so manches nicht haben aufzeichnen lassen, schreibt Cosima an König Ludwig. «Möge Ihr Mitempfinden nicht unangenehm davon berührt werden.»

Das Diktieren, das Wagner hier, abweichend von seinem sonstigen Verfahren, anwendet, erklärt gewisse stilistische Unebenheiten. Einiges hat er in Cosimas Manuskript korrigiert; weitere «Ausfeilungen» wollte er sich für die Fahnenabzüge vorbehalten, da sie dann erst mit der gehörigen Deutlichkeit eingetragen werden könnten — wozu es aber offenbar nicht immer gekommen ist.

Zu Cosimas Verwunderung diktierte er so fließend, als ob er aus einem Buche vorläse, so daß sie trotz ihrer Gewandtheit Mühe hatte, nachzukommen.

Während Goethe bei der Abfassung von *Dichtung und Wahrheit* zunächst Schemata und Skizzen entwarf und die Freunde um Auffrischung der Erinnerung bitten mußte, hatte Wagner fortlaufende stichwortartige Tagebuchnotizen vor sich, die es ihm ermöglichten, aus dem Stegreif zu diktieren.

Bei einem unfreiwilligen Aufenthalt in Frankfurt am Main im Jahre 1835 hatte der zweiundzwanzigjährige Magdeburger Musikdirektor damit begonnen, sich in einer großen *Roten Brieftasche* Notizen zu seiner «dereinstigen Biographie» zu machen, die er dann bis 1868 weitergeführt hat: plastische Merkmale des Erlebten, wie er sich ausdrückt, um an solchen Zeichen die Erinnerung des innerlich Empfundenen festzuhalten.

Als er jetzt mit seinem Diktat der Biographie bis Ostern 1846 gelangt war, ging er dazu über, sich Auszüge aus den weiteren Notizen der *Brieftasche* anzufertigen, die er unter dem Titel *Annalen* in ein *Braunes Buch* genanntes Tagebuch eintrug. Die *Annalen* gehen bis Ende 1867, also viereinhalb Jahre weiter als die Biographie, die 1864 mit der Berufung nach München abschließt: «Der gefahrvolle Weg, auf den mich heute mein Schicksal zu höchsten Zielen berufen hatte, sollte nie frei von Sorgen und Nöten von bis dahin mir noch ganz ungekannter Art sein; nie jedoch hat unter dem Schutze meines erhabenen Freundes die Last des gemeinen Lebensdruckes mich wieder berühren sollen.»

Die Fortsetzung sollten die *Tagebücher Cosimas* bilden. Sie führe «für unsern Sohn ein ungemein genaues Tagebuch, worin jeder Tag in betreff meines Befindens, meiner Arbeiten, meiner gelegentlichen Aussprüche usw. aufgezeichnet ist», schreibt Wagner 1879 an den König. Sie reichen, in 21 Quartheften, vom Januar 1869 bis zum 12. Februar 1883, dürfen aber, abgesehen von den bereits veröffentlichten Auszügen bei Glasenapp, Du Moulin und in den *Bayreuther Blättern*, nach einer gerichtlich bestätigten Verfügung Eva Chamberlains, der Tochter Richard Wagners, erst im Jahre 1972 der Forschung zugänglich gemacht werden — wobei die Frage offen bleibt, inwiefern Frau Chamberlain überhaupt zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen ist.

Während das *Braune Buch* im Original in der Richard-Wagner-Gedenkstätte und in Abschrift im Richard-Wagner-Archiv zu Bayreuth aufbewahrt wird, haben sich von der *Roten Brieftasche* nur die vier ersten Seiten erhalten. Es ist daher nicht mehr nachprüfbar, nach welchen Gesichtspunkten Wagner die Auszüge gemacht hat. Die Vermutung, die *Brieftasche* könnte manches enthalten haben, was er vor Cosima hätte verbergen müssen, ist schon deswegen nicht stichhaltig, weil er sie beim Diktat der ersten drei Jahrzehnte zur Hand gehabt und vor ihr unmöglich hat verheimlichen können.

Jener Verdacht schien allerdings darin eine Bestätigung zu finden, daß der vielberufene Brief Wagners an Mathilde Wesendonck vom 7. April 1858, der von Minna abgefangen wurde und damit zur Katastrophe im «Asyl» führte, in den *Annalen* ganz unverfänglich als «Brief über *Faust* an M. W.» bezeichnet

wird, während man doch seit seiner 1931 erfolgten Veröffentlichung durch Julius Kapp zu wissen glaubte, daß hier von Goethes *Faust* überhaupt nicht die Rede sei. Die Absicht einer Verschleierung bei der Abfassung der *Annalen* schien damit an einem Beispiel erwiesen zu sein.

Und doch zeigte es sich, daß dies keineswegs der Fall ist! Als zwanzig Jahre später die jetzt im Curtis Institute of Music zu Philadelphia ruhende *Sammlung Burrell* veröffentlicht wurde, lernten wir zum erstenmal den vollen Wortlaut des *Morgenbeichte* überschriebenen Briefes kennen. Und siehe da, das Kern- und Hauptstück desselben bilden tatsächlich die an eine Diskussion vom Abend vorher anknüpfenden Ausführungen über Goethes *Faust!* Kapp war bloß der rein persönlich gehaltene Anfang und Schluß des Schreibens zugänglich gewesen, den er in einer grotesk wirkenden Rückübersetzung nach der englischen Übersetzung des Originals gebracht hatte, welche 1930 in einem Pamphlet *The Truth about Wagner* in London erschienen war.

Was übrigens an einem drastischen Beispiel zeigt, von welchen Zufällen es abhängt, ob ein anscheinend so einfaches biographisches Faktum aufgeklärt werden kann.

* * *

Ungewöhnlich wie alles, was Wagner angeht, ist auch die Geschichte seiner Autobiographie.

Als er 1869 einen Privatdruck plante, übertrug er sie einem italienischen Drucker Bonfantini in Basel, unter Vermittlung Nietzsches, der auch die Korrekturen lesen sollte. «Ich begehe einen Akt des ausschweifendsten Vertrauens», schreibt er an Nietzsche, «indem ich Ihnen mit diesen Zeilen eine ziemliche Masse von Manuskript wertvollster Art, nämlich den Anfang meiner Diktate von meiner Lebenserzählung, zusende.»

Allerdings gewann er schon bald den Eindruck, daß er damit dem jungen Freund zuviel zugemutet habe: «Ich... bitte Sie nun herzlich, dieser Bemühungen für durchaus entbunden sich halten zu wollen... Daß ich Ihnen, Wertester! nie die Einsicht in diese Blätter vorenthalten werde, bezweifeln Sie wohl um so weniger, als Sie wissen, daß Sie von mir vorzüglich mit dazu bestimmt sind, über meinen Tod hinaus ein Wächter über diese Andenken an mich zu sein.»

Jedenfalls hat Nietzsche zweimal Gelegenheit gehabt, von seiner Kenntnis der Autobiographie zu profitieren. Wenn er 1876 in seiner vierten *Unzeitgemäßen Betrachtung* ein sehr plastisches Bild des Menschen Wagner entwerfen kann, so verdankt er dies, wie der englische Wagner-Biograph Ernest Newman hervorhebt, nächst seinem vertrauten Umgang auch der Lektüre von *Mein Leben.*

Und dann noch einmal nach dem Tode Wagners — wenn auch nicht gerade als ein «Wächter über diese Andenken». Es handelt sich um die Fußnote zur

Nachschrift des *Fall Wagner:* «War Wagner überhaupt ein Deutscher? Man hat einige Gründe, so zu fragen... Sein Vater war ein Schauspieler namens Geyer. Ein Geyer ist beinahe schon ein Adler...»

Das sollte heißen: es sei an dem, wenn man auch später finden werde, daß es in der Autobiographie anders laute. Es wurde aber allgemein dahin ausgelegt, daß Nietzsche gerade die Kenntnis jener angeblichen Tatsache aus der Autobiographie geschöpft habe. Und als man dann 1911 in der ersten öffentlichen Ausgabe las: «Mein Vater Friedrich Wagner», wurde der Verdacht laut, Cosima habe hier nachträglich eine Fälschung vorgenommen. Das schien sich zu bestätigen, als zwei Amerikaner, Philip Dutton Hurn und Wawerly Lewis Root 1930 die bereits erwähnte Schmähschrift *The Truth about Wagner* herausbrachten, in der sie auf Grund einer vorgetäuschten Kenntnis des Privatdruckes behaupteten: «‚I am the son of Ludwig Geyer!' These words, according to Friedrich Nietzsche, opened the manuscript of *Mein Leben*, the privately printed Autobiography of Wagner...»

Nebenbei: woher hätten die beiden Gentlemen beinahe tatsächlich einen Einblick in ein Exemplar des Privatdruckes gewinnen können? Auch das gehört noch in die abenteuerliche Geschichte der Biographie.

Wagner hatte sich einen italienischen Drucker nicht zuletzt deshalb ausgesucht, weil er glaubte, daß die Diskretion so am sichersten gewährleistet sei — was sich aber nachträglich als Irrtum herausgestellt hat. Während er immer wieder darauf drang, daß die Korrekturbogen sofort vernichtet würden, zog der ehrliche Drucker außer den achtzehn an Wagner gelieferten Exemplaren noch insgeheim ein neunzehntes für sich selber ab.

1892 gelang es nun einer englischen Wagner-Enthusiastin, Mrs. Mary Burrell, die ihr Vermögen für die Erwerbung von Wagner-Dokumenten opferte, die Witwe des Druckers, Frau Bonfantini-Stuckert, ausfindig zu machen und jenes unrechtmäßige Exemplar zu erwerben. Nach dem 1898 erfolgten Tode von Mrs. Burrell blieb die Sammlung bis 1951 — abgesehen von einem Katalog — für die Forschung unzugänglich. Nur die beiden literarischen Abenteurer Hurn und Root hatten sich irgendwie Zugang dazu verschafft, konnten aber nicht mehr als drei Briefe — darunter die *Morgenbeichte* für Mathilde Wesendonck — auszugsweise beibringen. Der Schwindel bezüglich der Biographie wurde sehr bald entlarvt, als Otto Strobel die erste Seite des Manuskriptes und die erste Seite des Privatdruckes in Faksimile veröffentlichte: in beiden Fällen heißt es, wie in der öffentlichen Ausgabe: «Mein Vater Friedrich Wagner.»

Womit die Frage der Abstammung allerdings noch keineswegs entschieden ist. Wagner neigte zu Zeiten dazu, Ludwig Geyer, der sich des frühverwaisten Knaben mit großer Liebe angenommen hat, als seinen Vater anzusehen. Manches scheint auch dafür zu sprechen, so daß Newman für die Geyer-Hypothese eintritt. Aber es sind lauter Indizienbeweise, während das einzige tatsächliche

Zeugnis dagegen spricht. Wir besitzen zwar kein Bildnis Friedrich Wagners, kennen aber ein solches von dessen Bruder, dem auch von Goethe mit Auszeichnung genannten Gelehrten und Schriftsteller Adolf Wagner. An ihm zeigt sich dieselbe anatomische Merkwürdigkeit wie bei Richard Wagner, nämlich eine starke Vorwölbung der Schläfenbeine nach außen, so daß sie wie eine seitliche Fortsetzung der Stirn wirken.

Als Wagner beim Diktat seiner Biographie des «Onkels Adolf» gedenkt, äußert er zu Cosima: «Diesem hätte ich dich mit Stolz vorstellen können, dir sagen: von dieser Rasse stamme ich ab. Das Feine, Sanfte seiner Sprache, die edle, freie Bildung seines Geistes! Er war so recht aus der Goetheschen Schule hervorgegangen.»

Und am 26. Dezember 1878 notiert Cosima in ihrem Tagebuch: «Ich frage Richard: ‚Vater Geyer ist wohl dein Vater gewesen?' Richard antwortet: ‚Das glaube ich nicht — meine Mutter hat ihn geliebt — Wahlverwandtschaften.'»

Im übrigen macht es keinen großen Unterschied aus, ob Wagner von Generationen von thüringischen Stadtmusikanten oder von sächsischen Kantoren und Schulmeistern abstammt. Seit den Forschungen Otto Bournots über die Genealogie Geyers hat die Abstammungsfrage die von Nietzsche hineingelegte pikante Pointe verloren.

Es gibt aber noch ein weiteres Abstammungsproblem, und dieses deutet Wagner in seiner Autobiographie auch tatsächlich an. Er erzählt, seine Mutter habe angegeben, ihre Eltern seien Bäcker in Weißenfels gewesen; sie habe sich aber gegen keines ihrer Kinder umständlich über ihre Herkunft vernehmen lassen. «Auffallend war es, daß sie in einer gewählten Erziehungsanstalt zu Leipzig untergebracht war und dort die Sorge eines von ihr sogenannten ‚hohen väterlichen Freundes' genoß, als welchen sie uns später einen weimarischen Prinzen nannte, der sich um ihre Familie in Weißenfels Verdienste erworben hatte. Ihre Erziehung scheint in jener Anstalt durch den plötzlichen Tod dieses väterlichen Freundes unterbrochen worden zu sein.»

Als dieser weimarische Prinz würde nur Friedrich Ferdinand Constantin in Frage kommen, der wegen seiner musikalischen Begabung und seines wilden Lebenswandels bekannte jüngere Bruder von Goethes Herzog Karl August, der in Goethes *Tagebüchern* immer mit der astrologischen Chiffre des «Schützen» bezeichnet wird. Newman erörtert die «Prince Constantin question» im zweiten Bande seiner Biographie und kommt zu dem Schluß, es sei durchaus möglich, daß Wagners Mutter die natürliche Tochter des Prinzen gewesen sei. Er bringt auch ein Porträt und eine Büste Constantins bei, welche das Wagnersche Kinn und die Wagnersche Nase zu zeigen scheinen.

Natürlich ist auch die wißbegierige Mrs. Burrell den Gerüchten um die Mutter nachgegangen. Sie vernahm damals in den neunziger Jahren «aus mehr als einer Quelle, wenn auch mit verschiedenen Varianten», die Tochter des Weißenfelser Bäckermeisters sei von Karl August und Goethe als Schau-

spielerin für das Weimarische Theater in Aussicht genommen worden, und Friedrich Wagner habe sie durch Goethe kennengelernt. Schließlich hat Otto Strobel Forschungen zur Abstammungsfrage unternommen, deren Veröffentlichung durch seinen Tod verhindert worden ist. Wie verlautet, soll er zu dem Ergebnis gelangt sein, das junge Mädchen sei zur zukünftigen Geliebten des Prinzen Constantin auserwählt gewesen. Eine «Variante», zu der man, da uns die Unterlagen nicht bekannt sind, nicht Stellung nehmen kann.

Festzustehen scheint jedenfalls nur, daß die Mutter irgendwelche Beziehungen zum Weimarer Hof gehabt hat; und ferner, daß diese 1793 mit dem Tode des Prinzen Constantin plötzlich zu Ende waren.

* * *

In der Vorbemerkung zu *Mein Leben* schreibt Wagner: der Wert seiner Autobiographie beruhe in ihrer «schmucklosen Wahrhaftigkeit». Aber gerade dies ist es, was man ihr immer wieder abzusprechen versucht.

Auch Newman meint, ihre Veröffentlichung habe sich damals ungünstig ausgewirkt: der oft unfreundliche Ton und die vielen Abweichungen von der Wahrheit hätten ein gewisses Vorurteil gegen den Menschen Wagner erzeugt, so daß es verständlich sei, wenn man seine Schwächen da und dort noch übertrieben habe. Aber im Laufe der Zeit komme man doch zu dem Ergebnis, daß es unfair sei, ein so außergewöhnliches Buch allzu belastend zu nehmen für seinen Verfasser — für einen großen Künstler, der während der Zeit der Abfassung über alles erträgliche Maß durch nicht immer selbst verschuldete Leiden gereizt (maddened) und durch Anfeindungen von beispielloser Gemeinheit erbittert gewesen sei, wozu es keine Parallele im Leben irgendeines anderen Komponisten gebe.

Aber trotz einzelner kritischer Vorbehalte betont Newman, daß zum Beispiel Wagners Darstellung seines Verhältnisses zu seiner ersten Frau von einer hohen Gerechtigkeit zeuge. Am 25. Januar 1866 war Minna gestorben, und am 9. März gelangte Wagner in seinem Diktat zu seiner ersten Begegnung mit ihr: wie die junge Schauspielerin, die damals in Lauchstädt in einer Zauberposse die Fee Amorosa zu spielen hatte, ihm «mitten unter dieser Staubwolke von Frivolität und Gemeinheit wirklich wie eine Fee» erschienen sei, von der man nicht gewußt habe, wie sie in diesen Wirbel, der sie nie mit hinriß, ja kaum berührte, hineingeraten sei.

Jetzt, unter dem Eindruck ihres Todes, so bemerkt Newman, habe Wagner sich mit Dankbarkeit alles dessen erinnert, was sie in den schweren Zeiten für ihn getan habe.

Als dann 1951 die Brautbriefe Wagners an Minna im Rahmen der Sammlung Burrell veröffentlicht wurden, urteilte der Herausgeber John N. Burk: der Vergleich derselben mit *Mein Leben* zeige, wie erstaunlich Wagners Gedächtnis,

wie getreu seine Schilderung sei und wie weitgehend Autobiographie und Briefe in allen wesentlichen Punkten übereinstimmten.

Am stärksten hat Wagners Darstellung seiner Beziehungen zum Hause Wesendonck die Kritik herausgefordert. Am 16. November 1868 war Cosima endgültig von München zu Wagner nach Tribschen übergesiedelt. «Unterbrechung Italien, München», besagt eine Notiz am Rande des Manuskriptes der Biographie, und darunter: «Wiederaufnahme 19ten November 1868 (Vereinigung).» Anfang des folgenden Jahres gelangt Wagner zum Diktat der letzten Wochen im Zürcher Asyl. Er schildert das Festkonzert, das er am 31. März 1858 in der Villa Wesendonck dirigiert hat, und faßt alles, was unausgesprochen bleiben muß, in den Satz zusammen: «Auf mich wirkte der Eindruck dieses Festes in der wehmütigen Weise, wie eine Mahnung daran, daß der mögliche Höhepunkt einer Lebensbeziehung erreicht, ja daß der eigentliche Gehalt derselben bereits überboten und die Sehne des Bogens überspannt sei.»

Er hatte vor Cosima, die mit Hans von Bülow Zeuge der Katastrophe im Asyl gewesen war, kein Geheimnis zu hüten; aber er fühlte, daß er in der jetzigen Situation ihr weibliches Empfinden schonen müsse. Und hätte er denn dem König, dem Mathilde und Otto Wesendonck keine Fremden waren, das, was er mit ihnen erlebt hatte, preisgeben dürfen?

Nicht zu vergessen, daß er jetzt selber zu jenem Erlebnis innerlich anders stand als vor zehn Jahren. Dazu kam noch, daß die vertraulichen Beziehungen 1864 mit einem Mißklang geschlossen hatten: als Wagner damals von Wechselschulden bedrängt aus Wien entweichen mußte und Otto Wesendonck um Asyl bat, hatte dieser ihn ganz entschieden abgewiesen.

Die äußeren Beziehungen sind allerdings auch später aufrechterhalten worden. 1870 schreibt Wagner an Otto Wesendonck: «In unsäglich bewegten Zeiten gab es mir seit etwa vier Jahren einen trostreichen Anhalt, mein vollständiges Leben zu diktieren... Einen soeben erhaltenen Probebogen stelle ich Ihnen hiermit zu, jedoch mit der herzlichen Bitte, hierin keine anmaßlichen Ansprüche an Ihre Teilnahme erblicken zu wollen.»

Wenn man aus der Behandlung seines Wesendonck-Erlebnisses hat schließen wollen, daß Wagner seiner Freunde in *Mein Leben* nicht mit der gebotenen Dankbarkeit gedenke, so trifft das jedenfalls so allgemein nicht zu. In diesem Falle durfte man Offenheit und Objektivität kaum erwarten. Ich will dagegen an die Würdigung eines Mannes erinnern, zu dem er von seinem ersten Eintreffen in Zürich bis zu seinem Tode ein Menschenalter lang in unwandelbarer Treue gehalten hat. «Wenn man mich in späteren Zeiten frug», so heißt es in der Biographie, «ob ich in meinem Leben je dem begegnet sei, was man, im moralischen Sinne, wirklichen Charakter und eigentliche Rechtschaffenheit nenne, so konnte ich nach genauer Prüfung niemand anders als diesen jetzt mir gewonnenen Freund Jakob Sulzer nennen.»

Und Sulzer seinerseits bestätigt 1882 nach dem Besuch der Festspiele: die

edelmetallgleiche Beständigkeit und Tenazität der Freundschaft, die Wagner mit dem engen Kreis der Männer verbinde, deren Herzen in den Tagen der Trübsal erprobt seien, sei ein «charakteristisches Merkmal seiner Psyche».

* * *

Im Hinblick auf die Vorwürfe gegen *Mein Leben* darf man fragen, inwiefern die Forderung nach objektiver Wahrheit in einer Autobiographie erfüllt, ja ob sie überhaupt erhoben werden kann.

Man denkt hier an die andere große Autobiographie, an *Wahrheit und Dichtung* (die Umstellung *Dichtung und Wahrheit* ist aus phonetischen Gründen vorgenommen worden). «Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel... betrifft», bemerkt Goethe, «so war derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege.» Wenn er auch hinzufügt, daß er bestrebt gewesen sei, das «eigentliche Grundwahre», das in seinem Leben obgewaltet habe, möglichst darzustellen und auszudrücken, und daß er mit dem Wort «Dichtung» nur das bezeichne, was dem Erzählenden und der Erzählung angehöre, damit er sich des «Wahren» zu seinem Zwecke bedienen könne — so war doch immerhin der Titel so vorsichtig gewählt, daß er jeder möglichen Kritik von vornherein die Spitze abbrechen könne. Vorsichtig war es auch, die Erzählung auf die Kindheits- und Jugendgeschichte zu beschränken und sie nicht auf die Weimarer Zeit, wo die Wahrheit sehr ins Gedränge gekommen wäre, weiter auszudehnen. Abgesehen von solchen besonderen Schriften zur Lebensgeschichte, wie der *Italienischen Reise* oder der *Campagne in Frankreich*, von denen man ohnehin keine erschöpfende Lebensbeichte erwartet, hat er später zur Veröffentlichung nur die *Tag- und Jahreshefte* oder *Annalen* verfaßt, in denen er weder Frau von Stein noch Christiane noch irgendeine Frau, die ihm etwas bedeutete, erwähnt, sowie auch alle amtlichen und persönlichen Mißhelligkeiten mit Schweigen übergangen hat.

Goethes Autobiographie schildert die ersten 26 Jahre seines Lebens. Dem würde es entsprechen, wenn Wagners Autobiographie 1839 mit der Flucht aus Riga, der Seefahrt nach London und der Ankunft in Paris endete. In Wirklichkeit hat er sie noch 25 Jahre weiter geführt, bis zum Mai 1864, wenige Tage vor seinem 51. Geburtstag. Zweifel an der Objektivität beginnen erst mit der Dresdener Revolution, wo Wagner seine Beteiligung offenbar als geringfügiger dargestellt hat, als sie tatsächlich gewesen ist.

Aber man darf nicht vergessen, daß, als er *Mein Leben* zu diktieren begann, eine dreizehnjährige Verbannung erst seit zwei Jahren — am 28. März 1862 — aufgehoben war. Und abgesehen davon: hat er nicht in den Augen eines Fürsten, der, wie Ludwig II., von seinem Gottesgnadentum durchdrungen war, fast schon zuviel zugegeben? Aber trotz dieser in seiner Lage verständlichen

Rücksichten war es nicht bloße Diplomatie, was ihn bei seiner Darstellung bestimmte: nicht daß er den Idealen seiner Jugend untreu geworden wäre — aber er glaubte nicht mehr an ihre Verwirklichung durch eine Revolution.

Nein, «Objektivität» von der Autobiographie eines tätigen und kämpfenden Mannes verlangen zu wollen, ist unbillig. Aber das, was Goethe das «Grundwahre» nennt, das wird man auch bei Wagner finden. Die Persönlichkeit in ihrem Streben aus dem Dunklen, Ahnungsvollen ins Helle, in ihrem Ringen mit ihrer Zeit und Welt tritt uns hier in erschütternder Weise entgegen.

Was die Wagner-Freunde beim ersten Bekanntwerden mit *Mein Leben* befremdete, war auch weniger der Zweifel an der Wahrheit der Mitteilung als vielmehr die Realistik der Schilderung, die man bei Wagner nicht erwartet hatte. Das wüste studentische Treiben, das Milieu von Schmierentheatern, die Verlobung mit Minna Planer — man hatte sich alles viel idealer vorgestellt und entrüstete sich jetzt darüber, wie die Zeitgenossen bei der Lektüre von Goethes *Lehrjahren*. Und so geht es weiter mit Eheirrungen, Verlagsmiseren, Schulden, Verfolgungen, bis zur wunderbaren Rettung im letzten Augenblick.

Aber dazwischen leuchten einzelne Momente der Ahnung, der Inspiration, einer oft schlafwandlerischen Hellsichtigkeit hervor — und vor allem immer der heilige Ernst, wo es um seine Sendung und Aufgabe geht. Und hinter der Komödie, als welche, nach den Worten Schopenhauers, das Leben des Genies oft erscheint, ahnt man die Tragödie, die hier in ihrer unpathetischen Darstellung besonders erschütternd wirkt.

«Haben Sie Wagners Biographie schon gelesen?» schreibt Richard Strauß 1911 an Hugo von Hofmannsthal. «Ein wahrhaft ergreifendes Buch, das man nicht ohne Tränen der Rührung aus der Hand legt. Welche Schaffenskraft bei diesem wahrhaft trostlosen Leben, dessen Schicksale eines der traurigsten Kapitel deutscher Kulturgeschichte darstellen.»

[1] Im Paul-List-Verlag, München, erscheint soeben zum erstenmal der vollständige Text unter Zugrundelegung der im Richard-Wagner-Archiv, Bayreuth, aufbewahrten Diktatniederschrift, ergänzt durch Richard Wagners Annalen 1864 bis 1868 und eine Zeittafel für die Jahre 1869 bis 1883. Besonders wertvoll sind die im Anhang mitgeteilten ausführlichen Anmerkungen, die Berichtigungen und Erläuterungen bringen. Man wird es nur bedauern, daß der Verfasser des Nachwortes es für nötig befunden hat, seine Darstellung der Entstehungsgeschichte von *Mein Leben* mit seinen subjektiven stilistischen und moralischen Zensuren zu würzen.